

Martin Luksan

Der Fotosammler

Fantasien





www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2017

1. Auflage April 2017

literatur nr. 76

Cover, Layout und Satz: textzentrum graz

Lektorat: Maria Ankowitsch

Coverbild: Madagaskarhaus, Basel, Schweiz

Autorenfoto: Martin Kersting, Wien

ISBN 978-3-903144-10-1

Hinweise:

Wir haben uns beim Namen »Luc« aus Gründen der Lesbarkeit im Genitiv für die Schreibung mit Apostroph entschieden (Luc's).

Tananarive ist der alte Name für Antananarivo, die Hauptstadt Madagaskars.

Die Goebbels-Rede von den »Herren Tommies« auf Seite 26 liegt unter dem Titel »15. März 1941, Heldenplatz Wien« als Wachsplatte im Filmarchiv WIFAR auf.

Martin Luksan

Der Fotosammler

Fantasiën

Die Männer in dem Segelschiff sitzen und warten auf ihren Einsatz. Einer spielt Gitarre, eine Frau steht im Boot und hält sich an Tauen fest. Wahrscheinlich hört sie der Musik zu, sie ist nur geduldet. Die Männer blicken alle geradeaus, zwei Münder unter den nicht zu breiten, indischen Nasen stehen offen. Einer hat Wassertropfen auf Brust und Armen, die andern nicht. In so einem Hafen in Nord-Madagaskar hat das ufernahe Wasser 28 Grad. Es wird erst kälter, wenn sie aufs Meer hinausfahren, in einem Schiff oder in einem Segelkanu oder in einem Auslegerboot mit rechteckigem Segel, das von einem Ausleger zum andern reicht. Wo sie in einer solchen Nusschale die Beute unterbringen, bleibt mir ein Rätsel. Ich habe das Wasser auf offener See vor Augen, das zwischen blau und grün deutlich wechselt. Am Fuß von Cap Sainte Marie ist das Meer schwarzblau, weiß ist nur das Wasser, das der Wind gegen die Felsen schleudert.

In der seichten See stehen Frauen und waschen ihre Kinder, die die Hände auf die Köpfe legen. Junge sind schlank, Alte sind hager. Es gibt keine Mammis. Braunschwarz sind natürlich alle. Die eine Hälfte hat ihr Haar zu Knoten gebunden, die andere ist kraushaarig. Auf einem Bild funkelt ein Messer, mit dem ein Fischer einen Hai zerlegt, auf einem andern die Metallschüssel, in der die Innereien liegen. Der kleine

An die Leserinnen und Leser

Auf eine Menge Fotos wird in dem folgenden Text Bezug genommen. Also sind auch eine Menge Tatsachen mit im Spiel. Diese sind – wie es Dichtung seit jeher macht – mit glaubwürdigen Erfindungen vermischt. Die nicht-erfundenen Personen werden in historischer Annäherung wiedergegeben.

Junge am Schwanzende des Fisches, er hat die Schultern zurückgezogen und die Hände gehoben, so fassungslos ist er, muss heute 50 Jahre alt sein. Alle andern sind sehr viel älter und staunen leicht, weil der Hai ja doch ein Ungeheuer ist, in diesem Fall etwa drei Meter lang. Sein Maul, das wie ein Smiley rund geschwungen ist, lacht zwischen den Beinen des Fischers hervor, der breitbeinig über ihm gebeugt steht.

Den Jungen nenne ich »Luc« und lasse ihn aus der Hauptstadt kommen. Seine Eltern haben eine Molkerei. Wenn er Luc heißt, sind es vielleicht Frankophile. Nicht alle Madagassen verfluchen Frankreich, denn wer in eine französische Schule ging, ist Christ und hat von der Bildung der Grande Nation gekostet. Eine solche Schule absolviert Luc, den seine Eltern für Höheres bestimmt haben. Darum geht er nach Paris, bricht aber wegen der Unruhen von 1968 das Studium ab. Er studiert Wirtschaft in New York fertig, auf einer öffentlichen Universität, denn eine private kann sich kein Madagasse leisten. Vielleicht studiert er auch Philosophie, wie Robert MacNamera. Jedenfalls hält er sich dort lange genug auf, um fabelhaft Englisch zu können und wichtige Kontakte zu knüpfen. Dann kehrt er nach Tananarive heim und bekommt von der Weltbank seinen ersten Kredit. Er berät Geschäftsleute, wie man diese Darlehen

kriegt. Die von Kreislinien zerschnittene Kugel steht später in allen seinen Büros.

Er ist oft auf dem Postamt und schickt Eilbriefe in die angelsächsische Welt. Fernkopierer gibt es noch nicht. Einmal auf dem Heimweg von der Post fährt er im offenen 2CV durch eine Allee mit Flammenbäumen und sieht eine besonders hübsche Frau mit einem Lemurenäffchen auf der Schulter. Er nimmt sie mit und sie erzählt ihm, dass sie gerade aus Paris kommt, wo sie drei ihrer Gedichte las. Sie erhielt keinen Preis, aber einen Heiratsantrag, den sie ablehnte.

Die junge Frau, die ich »Ginah« nenne, hockt im warmen Wasser. Sie hat ihr Kleid zwischen Fersen und Gesäß eingeklemmt, jetzt ist der Ausschnitt verrutscht und man sieht den weißen BH auf ihrem braun-schwarzen Rücken. Sie und andere Frauen bilden einen Kreis und sammeln Muscheln. Kinder sind auch im Bild und tun, als würden sie mitarbeiten. Ginah lacht ein kleines Mädchen an, das ihr gerade etwas in die Hand legt. Diese Frau, die so herzlich und so schön ist, kann nur eine Lehrerin sein, eine begnadete. Sie hat zu Hause zwei Lemuren, die beide das schwarze Ringmuster auf dem langen Schwanz haben. Das jüngere und tagaktive Tier kommt manchmal in die Schule mit, wo es sich mit zwei Pfoten am Hals der Lehrerin festhält. Es kann nicht herabfallen, denn

es hält sich mit Pfoten fest, von denen jede fünf weit spreizbare Finger hat. An Ginahs Hals hängt es wegen des Parfums, ansonsten turnt es überall herum und frisst junge Blätter und alte Mehlspeisen. Es macht weite Sprünge und versteckt sich, sobald die Kinder es erschrecken. Ginah erklärt ihnen, warum Lemuren heilige Äffchen sind. Sie nehmen Sonnenbäder.

Die Eltern der Schüler hat sie dazu gebracht, dass sie den Kindern nicht Essen für die Schule mitgeben, sondern ihnen Schulmilch kaufen. Die Milch kommt aus der Molkerei von Luc's Eltern. Das Milchpulver wird im Trockenturm erzeugt, der mit dem Geld der Weltbank gebaut worden ist. Im Unterschied zu den fertig verschweißten Joghurts kommt die Milch als Pulver in die Schule, es dort wird es mit Wasser versetzt. So ein Trockenturm kann leicht in Brand geraten, was auch in der Tropenstadt geschieht. Da entsteht ein Brandherd, der nicht leicht zu löschen ist. Das weiß aber die dortige Feuerwehr nicht, sie hat keine Erfahrung damit. Luc besucht einen verletzten Brandbekämpfer im Spital, tippt sich wegen des Unfalls gegen die Stirn und baut einen noch höheren Turm als vorher.

Er ist ein Industriegenie. Er baut die schachtelartigen Gebäude mit den hohen Behältern überall im Land. Überall sind Kuhfarmen, die er kauft oder an denen er sich beteiligt. Damit der Transport der

Produkte nicht so lange dauert, lässt er Straßen von Baufirmen errichten, die er zu einem Konzern vereint. Und da ihn alle Lebensmittel interessieren, verringert er die Zahl der Bäcker und Metzger, die es gibt, indem er einige von ihnen zu Fabriken für Brot und Wurst vergrößert. Für den Einzelhandel schafft er eine Kaufhauskette, dort kriegen die Madagassen sogar Benzin zu kaufen. Als Krönung kommen ein Radio- und ein Fernsehsender dazu, wo zwischen Musiksendungen und Fernsehserien von Luc's Wirken für die Rote Insel berichtet wird.

Ginah hört mit ihrem Beruf auf, er passt nicht zur Frau eines Wirtschaftslenkers. Sie ist mit Luc entweder schon lang liiert oder die zwei heiraten gleich. Das ist wichtig für den Stellenwert ihrer Hochzeit. Denn nur wenn er später heiratet, sind die Deutsche Bank und die Bank of England, durch je einen Vertreter, und ein Gouverneursrat der Weltbank und ein Politiker aus Südafrika anwesend. Wenn er gleich heiratet, kommen nur örtliche Größen und der Präsident der Insel schickt ihm sicherlich keinen Hochzeitsgruß. Also heiraten sie später und werden von einem evangelischen Bischof getraut. Ginah ist so schön wie nie zuvor, und wie nie danach, und eine Schauspielerin liest ihr Gedicht an den Joghurtkönig vor, der die Wirtschaft des Landes entwickelt.

Im Unterschied zu Luc hat Ginah keine Feinde. Sie unterrichtet jetzt keine Kinder in Malagasy mehr, sondern berät Politiker in Schulfragen. Sie tut Gutes in großem Rahmen, das macht nicht jeder. Sie kriegt zwei Kinder, reist viel herum, aber sie nimmt sich auch der Frauen an. Durch eine Rassemischung, die besonders wild ist, werden aus den Frauen in Madagaskar lauter Schönheiten, die aber peinlich arm sind und das auch bleiben. Auf dem Land leben sie von Muschelsammeln und Erntearbeit, in den Städten sind sie Näherinnen und Wäscherinnen. Die Inselfrauen träumen von Hongkong oder hoffen auf Schmuggelfahrten, obwohl sie nur Haifischflossen außer Landes bringen. Dann gehen sie ernüchtert zur Armee, die ihnen Kost und Logis gratis bietet, und die Inselfrauen erhalten sich und ihre Kinder selber. Ginah behandelt das in einem Gedicht: Sie geben ihren Samen ab und ziehen sich in Kasernen zurück.

Das Gedicht wird in einer Zeitung abgedruckt, die über ihre frühe Heldentat berichtet hat. Und zwar hat sie mit einem Arzt, der ein Beamter war, die Tötung eines Neugeborenen verhindert, indem sie mit einem Paket Windeln zur Entbindung kam. Eine Schülerin hatte sie benachrichtigt. Der Arzt stellte die Gesundheit des Babys fest, schrieb lange Zahlen in ein Buch und sagte zu den Leuten: Euer Kind ist jetzt bekannt.

Wir erkennen es wieder. Wenn es in einem Jahr nicht mehr am Leben ist, müsst ihr sehr, sehr viel Geld bezahlen.

In einer Holzhütte auf einem heiligen Hügel nahe einer Quelle liest Ginah etwas zum Neujahrsfest. Das ist hier ein Badefest. Eine Jungfrau gießt Wasser, das auch heilig ist, in eine Steinmulde und die Königin wäscht darinnen die Sünden ihrer Untertanen ab, bloß dadurch dass sie sich säubert. Ist vielleicht keine Sage. Nach der Lesung erhält die nicht mehr junge, aber noch immer schöne Dichterin einen Kuss von dem ebenfalls gut aussehenden Präsidenten. Das ist jetzt Luc – er hat es geschafft. Sie küssen sich unter einem Drachenbaum und die ganze Insel sieht das, weil Luc's Sender das überträgt. Da sollte auch mit Ginah noch ein Fortschritt geschehen. Sie hat Talent, sie ist eine Frau und ihr Mann ist der Präsident eines bitterarmen Landes. So sind inner- und außerhalb des schwedischen Preiskomitees Sympathisanten denkbar, die Ginah ein paar Jahre hindurch für den Nobelpreis vorschlagen, bis er eines Tages nicht mehr abgelehnt werden kann.

Ich bin jetzt die Quelle Nummer 7 am Ende von Peters Aufsatz über Germanistik im Dritten Reich. »Den Hinweis verdanke ich BG, der mich auf die Rolle Rolf

Hotters im Ahnenerbe hinwies.« Gern geschehen. Ich muss ihm aber sagen, dass Germanistik nicht nur als Religionsersatz gedient hat, auch als Kulturraumforschung, Peter. Mit wilder Jagd und handauflegenden Königen frönte Hotter seiner deutschen Romantik, doch das erklärt nur sein Fortgehen aus Wien, man muss auch das andere deuten. Es hat hier ein bestallter Professor, der in Kiel schon alles hatte, noch zusätzlich zum guten Kriegsverlauf beigetragen. Im NS müssen alle springen, da gibt es die Rolle des weisen Beobachters nicht.

Ich stelle mir das komisch vor, wie ein Professor damals an ein Amt schrieb, so dass sein Schreiben bitend klang. Er ist der Inhaber eines Lehrstuhles und muss gegenüber einem geistig Unterbelichteten einen unterwürfigen Ton anschlagen. Es ist nicht leicht, eine Treppe hinaufzugehen, Kommandoschreie und Hackengeknalle im Ohr, und ein Riesenzimmer zu betreten, wo nur ein Schreibtisch steht und dahinter der Bonze mit dem Rücken zur Tür. So empfing der Ahnenerbe-Geschäftsführer seine Besucher. Auf dem Bild von 1947 hat er über einem großen Schnurrbart die Nasenlöcher gebläht, im Jahr darauf wird er gehenkt.

Hotter passiert nichts. Er schrieb ja nur aus Kiel und später aus München Gutachten über österreichi-

sche Kollegen, damit das Ahnenerbe in der Ostmark nicht auf Sand baute. Man wollte gesinnungsfeste Leute in der Forschung haben. Eigentlich überflüssig. Allen wichtigen Professoren an der Uni Wien hätte man damals trauen können ... Nach dem Krieg war Hotter eine Zeitlang stumm, dann wurde ihm verziehen. Ich habe von ihm leider kein Bild. Es heißt, er war umgänglich und sah wie Luis Trenker aus, dann musste er nur ein wenig Intellekt und eine Eigenart der Diktion entfalten, um in der vätersuchenden Nachkriegszeit Schüler um sich zu scharen. Er behandelte weiter seine Sagen und regte eine neue Generation von Gelehrten an.

Er war vielleicht der Typus des stets lächelnden Emeritus, der am Ende eines Seminars als guter Geist durch eine Tür hereinkommt. Die jungen Professoren versteckten ihre alten Lehrer vor uns, sie hielten sie aus den Streitereien von 1970 heraus. Oder das Gerücht ist falsch und von Gutmütigkeit war keine Spur. Hotter hatte vielleicht eine randlose Brille und ein Oberlippenbärtchen, in Anlehnung an die alte Zeit. Vielleicht trug er eine Lederhose wie der Sektionschef Hecht und eine Joppe mit Hornknöpfen wie der Bergsteiger Harrer. Jemand wie er ist sicher einmal von seinem Urlaubsort in Salzburg zu einem Konzert in die Felsenreitschule gefahren. Oder zu einer Dichterlesung nach Pürgg. Er

könnte der braun gebrannte Studienrat sein, der sein Silberhaar nur noch als Kranz hat. Auf der Manschette des weißen Hemdes ist ein Fleck, das Hemd spannt über der breiten Brust. Er reicht der Polizeistreife ein Dokument durchs Autofenster. Ein Kind mit wenig Erfahrung und null Wissen spürt das Hintergründige dieses Onkels. Es sieht, wie höflich und unterwürfig ihn alle grüßen, fragt aber nicht: Was hat der Onkel vor dem Krieg gemacht? Er wirkt wie ein Förster, der einen Zwölfender durch seinen Feldstecher betrachtet und dabei ein Gewehr am Rücken hat.

Diese Gediegenheit strahlt Hugo Bernatzik 1949 nicht aus. Ich sehe ihn vor einer Mauer im Berberland, es scheint die Sonne und es ist kalt. Ich weiß, wie schwierig diese letzte große Reise für ihn war. Er sitzt zusammengesunken da, ein hagerer Mann in einem Wintermantel, der den Fotografen, wahrscheinlich seine Frau, anlacht. Sein Lachen wirkt routiniert, wie auf Knopfdruck eingeschaltet, seine Augen sind nicht zu sehen, wegen der Schatten in seinem Gesicht. Er bekam auf dieser Reise die Gelbsucht, steckte seine Frau damit an und brach dann seine Forschung ab. Er sah, dass es die Ureinwohner nicht mehr gab, die Herkunft der blauäugigen Berber konnte er nicht klären.

Seine Ehefrau hielt den Berberfürsten für einen Wohltäter der Region. Keine Ahnung, wie sie dazu

kam. Er bezahlte französische Lehrerinnen und ließ seine Kinder in Paris studieren, doch rund um seine Festung das nackte Elend. Er hatte westliche Annehmlichkeiten in seiner Kasbah, doch außerhalb der Mauern kein sauberes Wasser. Bernatzik und die Seinen gaben auf. Sie reisten ab und ein Reporter der »Quick« kam und fotografierte alle Häuser und Gesichter noch einmal. Bernatziks Fotos haben »Quick« nicht genügt. Jetzt war der Tapfere am Ende. Vor dem Krieg hatten ihn Fachkollegen verfolgt, ihn einen Blender und einen Betrüger genannt, jetzt nach dem Krieg musste er erklären, wieso ihn ein Ehrengericht der Nazis vor Verleumdungen geschützt hatte.

Hotter war um 1950 frisch. Der akademische Betrieb nahm diesen vielleicht gedämpften, aber reuelosen Menschen wieder auf. Dabei hat der Studienrat mehr angestellt als der Abenteurer. Bernatzik hat über Kriegsnützlichkeit nie nachgedacht, er hat keinen Führerabend durch einen Vortrag bestritten, er hat keine Fachkollegen nach NS-Grundsätzen beurteilt. Er hat nur nach der Urfamilie gesucht, im Wald von Siam. Diese Menschen hat er fotografiert und sie in einer Illustrierten zur Diskussion gestellt. Das ist mehr, als Hotter je gewagt hat. Wahrscheinlich hat er nicht einmal den kultischen Männerbund selbst erforscht. Er verblieb jedoch in seinem Betrieb und tat

alles, was dem Betrieb nutzte. Bernatzik schuf sich seinen Raum durch Freiheitsdrang, Unternehmungsgeist und Verhandlungsgeschick selber. Hotter kennt diese Eigenschaften gar nicht. Er wollte nur das Ansehen durch sein Fach und das Ansehen durch den Betrieb, von dem er mit Recht annahm, dass er noch da sein wird, wenn die Nazis den Krieg verloren haben. Der Abenteurer ist ganz allein. Er hat die Reise erfolgreich durchgeführt, aber kein Betrieb macht deshalb eine Feierstunde. Allen Helfern, Förderern und bezahlten Mitarbeitern ist es schnurzegal, ob das gehabte Südseeabenteuer etwas einbringt. Bernatzik selbst läuft herum und verkauft seine Berichte und seine Bilder. Die Illustrierte, nicht die Fachwelt, ist interessiert. Dann fängt er wieder von vorne an, sammelt Zuspruch, Wohlgefallen und Geld für sein nächstes Projekt. Für Hotter eine grauenvolle Existenz. Bernatzik ordnet alles seinen Abenteuern unter, sogar seine Habilschrift entsteht zwischen seinen Reisen. Er merkte, was die Fachwelt von ihm hielt, als sein Werk über die Südseekinder nur in Graz, wo es keine Völkerkunde gab, von einem Professor der Geologie angenommen wurde.

Ein Lehrstuhl für Völkerkunde passt in ein Institut für Erdkunde nur hinein, wenn der Mensch aus Erde gemacht ist. Das haben sie aber nicht gesagt. Sogar Egon von Eickstedt fiel keine gute Begründung ein,

als er sagte, dass die Völkerkunde dabei hülfe, die Primitivvölker im Urzustand zu belassen. So ginge der Menschheit ihre Kindheit nicht verloren. Die Habils wurde in Graz bestätigt, da war Bernatzik in Rangun. Er holte sich die Nachricht wahrscheinlich vom Postamt und ging dann erleichtert ins Hotel zurück. Dort stehen rote, englische Gebäude längs der Boulevards und in Hafennähe lagen Flächen brach, die vom letzten Erdbeben stammten. Im Hotel wartete er auf ein Schiff zur Weiterfahrt ins Innere von Burma. Er und seine Frau und die einheimischen Freunde, die sie an jedem Ort leicht fanden.

Hotter hat die Wildnis nie betreten. Über seiner Tür im Dekanat hing der Adler mit den geraden Schwingen. Die Nazis fanden das nicht komisch, wie der Vogel den Lorbeerkranz hält, und wenn doch, so sagten sie sich: Das gehört dazu! – In ihrer Welt lauerte die Lächerlichkeit, die nicht hervortrat. Die Idee durchdrang den Raum. Fräulein Mitford steht unter diesem Adler und leiht einem Jungmann ihr Ohr, der wie ein alter Römer eine Papierrolle in Händen hält. Diese Dame lernte Hotter wahrscheinlich nie kennen, doch er saß wie sie im Konzertsaal immer weit vorn und versuchte, nicht in den Apparat des Fotografen zu schauen. In der ersten Reihe saßen die Hundertprozentigen und klatschten Beifall über ihren Polizeikap-

pen, die auf ihren Knien lagen. Auf den Kappen war der Adler. Ewiger NS. Bilder, die man hervorholt, halb vergisst, und die beim Wiederanschauen neue Details zeigen. Doch das berechtigt nicht, jemanden wie Peter dazu zu zwingen, dass er lebenslang nur Nazigeschichten erzählt.

Das Plateau ist voller Hügel, dort sind die verlassenen Dörfer drauf. Am Fuß der Hügel sind ehemalige Sümpfe, heute Reisfelder, und über das Plateau ragen erloschene Vulkane. Der Weg zum Südkap läuft zweihundert Kilometer schnurgerade, die dortige Straße ist vorher auf dem Reißbrett entworfen worden. Auf einem United States Highway rast ein Auto so schnell dahin, dass man die Insassen gar nicht erkennt, und wenn man sich nach dreißig Sekunden auf den Mittelstreifen stellt, ist der Wagen auf dem schmalen Straßenband nur noch ein Punkt. In Madagaskar ziehen die Rinderkarren auf roten Pisten dahin, in Staubwolken gehüllt. Das ganze Land ist voll kleiner Bäume, eine Piste führt durch flache Wälder. Das könnten Nelkenbäume sein, wenn sie besonders dichte Kronen haben, oder Kakaobäume, wenn die Früchte so groß wie bunte Lampions sind, oder Ölbäume, die werden auch nicht hoch. Den Zebus legen sie einen

Baumstamm in den Nacken, so ziehen die Tiere ihre zweirädrigen Karren.

Der tiefblaue Himmel und das eine oder andere gelbe Palmblatt verraten Hitze. Welche Bäume den meisten Schatten spenden, lässt sich an den Bildern nicht abschätzen. Wie dicht ein Laubwerk ist, wie viel Sonne es durchlässt und wie hoch der Baum ist, lässt sich durch ein Foto nicht sagen. Die höchsten Bäume sind die besten Hitzeschirme. Die können einzeln dastehen wie der Baobab hinter dem Feld mit Sisalagaven und man spürt etwas wie Kühle am Fuß des Stammes. Der schöne Jacarandabaum ist so hoch, dass er einen Ast mit fliederfarbenen Blüten auf ein Hausdach legen kann. Das ist ein einstöckiges Haus mit einer Rundherum-Veranda. Im Oberstock, wo alle schlafen, verspürt man am Morgen und am Abend, wenn alle Fenster offen sind, den Wind. Die Vorlaube im Erdgeschoß sieht man nicht wegen des Tamboho, der roten Mauer, die keinen Einblick in den unteren Teil des Hauses gewährt.

Das ist das Hochland, südlich der Hauptstadt, bei den Merina. Es ist nicht so trocken. Die Berge an der Küste fangen den heißen Dunst zwar auf, aber der Wind bläst Wolken ins Landesinnere weiter. Es gibt also auch Wind und die Wolken platzen auch westlich von Fort Dauphin. Der Hafen ist ja recht grün,

obwohl er zum trockenen Teil der Insel gehört. Wenn man dort morgens in einen Garten schaut, sieht man zwischen tiefgrünen Blättern das helle Grün, an dem noch die Tropfen vom nächtlichen Regenguss hängen.

Die Vanille pflanzen sie auch im Süden. Gelbgrüne Schoten, die sie mit Heißwasser und Sonne behandeln, ehe sie die geschrumpelten Kapsel Früchte bündeln. Frage mich nur, wie sie die Blüten künstlich bestäuben, wenn es auf der Insel keine Kolibris gibt. Auf der Plantage mit den Tapezierertischen fassen eine alte und eine junge Frau schwarz-braune Vanillestangen in einen gelben Sack. Das ist kein Pergamentpapier, das ist Leinen ... Kaffee-Ernte ist noch ärger, da sitzen sie bloßfüßig zwischen Haufen von Bohnen. Sie pflücken rote Kirschen, pellen Bohnen heraus und sortieren sie nach dem Reifegrad der einzelnen Kaffeebohne.

Ein halbwüchsiger Junge, er kommt vielleicht von einer solchen Ernte, tritt mit Familie und Zebu-Karren aus einer Staubwolke heraus. Die noch junge Mutter lächelt ins Bild, drei kleine Mädchen haben den Fotografen nicht bemerkt. Das Lächeln in der Abendsonne ist ein Moment des Glücks, es hängt mit Müdigkeit zusammen. Man ist mit sich im Reinen, ohne Schmerzen und ohne Wünsche, und zwei, drei Stunden später rollt man in einer Hütte eine Matte auf und schläft. Das Beste ist der Halbwüchsige auf

dem Foto. Er lenkt das Zweigespann von außen, geht außen mit und führt das Leittier am Strick. Sein Kinn ist angehoben und seine Augen sind schmal. Er blickt hoch zum staubigen Himmel.

Dieser Junge leitet sich von einem König ab. Rada-ma oder Ralambo. Er lebt nicht vom Fischfang. Warum geht er bloßfüßig neben diesem Karren? Weil er der uneheliche Sohn eines Merina-Adeligen ist. Seine Mutter brachte ihn als Fünfzehnjährige zur Welt. Sein Vater ist ein leichtlebiger Herrenhaus-Bewohner, nicht grausam, aber gleichgültig. Er unterstützt die Kindesmutter nur in einer einzigen Sache. Er bezahlt dem Jungen eine höhere Schule. »Ra«, so nenne ich den Sprössling, soll die wachsende Insel-Bevölkerung nicht als Erntearbeiter oder Rikscha-Fahrer bereichern. Einen Merina soll man an seinem Beruf erkennen. So geht der Junge mit dem Geld, das für ihn bei einem Notar hinterlegt wurde, auf eine technische Fachschule in der Hauptstadt.

Sein Fach heißt »Netzwerkleitung«, etwas ganz Neues. Am Ende seiner Lehre fehlen plötzlich die Lehrer, weil sie ein Mächtiger für einen Staatsdienst abgezogen hat. Ra kriegt sein Zertifikat auch ohne Prüfung. Er installiert auf Dächern Fernsehantennen. Jemand wie er, der ein Auto hat, Tennis spielt und in Diskos geht, kann in den informellen Bereich

nicht abrutschen. Sie sagen »informell« und meinen »ungesetzlich«. Ra ist kein ungesetzlicher Mensch. Er bezahlt Lohnsteuer und hat ein Recht auf ein richtiges Grab, ansonsten gäbe es für ihn nur ein Erdloch ... Er geht auch zu Clansbegräbnissen der Merina und schaut sich die Malereien und Schnitzereien auf den Gräbern innerhalb der Dorfmauer an. Er denkt, dass es früher leichter war, durch die Rodung eines Waldes, die Einführung eines Gewehres oder die Heirat mit einer Fürstentochter berühmt zu werden.

In Fort Dauphin wartet er die Computer einer Druckerei. Das ist die Zeit, wo im Gebirge hinter dem Pic Saint Louis unerwartet heftig der Bergbau anfängt. Ein kanadischer Konzern baut mit Arbeitern aus Südafrika und den Komoren ein seltenes Eisen-erz ab. Die schöne Stadt schwillt an und verliert ihr Gefüge. Die Kumpels aus den Minen quellen aus den Bussen und ziehen auf der Suche nach Dirnen durch die Stadt. Ra runzelt die Stirn, wenn sie ihm mit Ratschen und Rumflaschen entgegenkommen, kräftige, nie ganz nüchterne Gestalten mit erwartungsvollen Gesichtern. Keine Overalls. Keine Helme. Er denkt, dass das die wahre Zerstörung ist, die mit seinen Leitungen, Sendeanlagen und Telefonmasten nichts zu tun hat. Das ist nicht Fortschritt, sondern Aufstieg aus dem Orkus.

Er lernt eine junge Frau kennen, die sich durch Totstellen der Vergewaltigung durch diese Horden entzog. Nach einem Kirchgang wurde sie überfallen. Man zerrte sie vom Gehsteig weg in einen Bus. Sie hielt den Atem an, hatte kaum noch Puls. Die Kumpels legten sie in einen Hauseingang und fuhren weg. Weil auch sie eine Merina ist, zeigt ihr Ra das Herrenhaus des verstorbenen Vaters. Das steht jetzt leer. Warum verkommt es? Weil kein Pächter gefunden wurde und die Familie es nicht verkaufen darf. Würde ein Freiwilliger hier unbezahlt ackern, hätte er nach einiger Zeit das Besitzrecht für das Anwesen erworben. Das soll verhindert werden. Ra betrachtet die brach liegende Wirtschaft und schwört, dass er das Haus und die Felder kaufen wird. Er wird wieder kommen und den Anblick der Unkrautfelder und der Veranda-Hühner und der Buckelrinder in den Gärten löschen. Er und seinesgleichen werden alles pachten und sanieren. Wir bringen die Häuser, die Straßen, das Wasser und das Abwasser in Ordnung. Und die Frau, die so gute Nerven hat, gibt ihm Recht. Kein Haus darf mehr aus Lehm und Zweigen gebaut sein, auf keiner Mauer darf mehr der Kuhdung verschmiert werden, im ganzen Hochland darf es keinen Sumpf mehr geben.

Ra und seine Freundin »Noro« bekämpfen die Unordnung. Diese ist seit der Entfernung des alten

Diktators, das war ein Sozialist, entstanden. Der moderne Kapitän beseitigt sie nicht, sie ist ihm gleichgültig. Der moderne Kapitän – das ist jetzt Luc – gewährt dem Ausland die Schürfrechte auf der Insel. Bei allem, was nicht Bergbau ist, saht er selber ab, durch eigene Monopole. Aber es gibt schon den neuen Mann, den neuen Verführer, der vielleicht kein Genie der Wirtschaft, aber eines der Werbung ist. Er gründet nicht überall Firmen, die am Ende ihm gehören, sondern redet, redet und redet und sammelt dabei unaufhörlich Stimmen. Er führt als Diskjockey das Wort »Gerechtigkeit« im Mund und beruft sich als Fernsehmoderator aufs kurze Leben. Er redet sogar von der Sterblichkeit des Menschen und dass es eine höhere und weisere Art des Seins möglicherweise gibt. Da kann der Wirtschaftslenker nicht mit.

Der neue Verführer legt einen Baumstrunk in ein offenes Grab, aus Dank dafür, dass die Schlange nicht ihn, sondern seinen Hund gebissen hat. Er empfängt die heilige Kommunion nicht in der Kirche, sondern vor einem Totenhaus, auf einem Berg. Er verteilt die Kugelschreiber, mit dem goldenen »Phil« drauf, auf einem Elendsmarkt. Dort isst er vor laufender Kamera eine Schale Reis, anschließend steigt er in ein Privatflugzeug und fliegt zu Luc's Feinden auf Nosy Be. ... Dieser Phil bringt Luc's Ausplünderung der Insel in

seinem eigenen Fernsehen Woche für Woche. Ein Jahr lang. In einer Sendung tritt auch Ra auf und warnt vor neuer Armut und neuer Kriminalität. Er weist auf Wilderer in Naturparks und auf Viehdiebe an der Ostküste hin, die gestohlene Zebus nach Mauritius schmuggeln. Ra arbeitet für Phil. Er ist diesem Krösus, der vom »Recht auf Nahrung« spricht, als denkender Feuergeist verbunden. Er ist der Netzwerkleiter von Phils Druckerei, die die Insel mit Reklametafeln versorgt. Noro, die er geheiratet hat, arbeitet bei Cottonline, aber sie näht dort keine Boxershorts und Taufkleider auf dem Fließband, sondern hat den Spruch »Lebe dein Leben« erfunden, der als Textildruck um die Welt geht.

Ra und Noro sind stark und tüchtig, so wie Luc und Ginah das einmal waren. Sie stellen ihr Leben in einen Dienst, dadurch leben sie erfüllter und abwechslungsreicher als die Ängstlichen und die Kleinmütigen im Land. Menschen wie sie werden aber leicht von der Geschichte verschlungen. Ein historisches Ereignis bietet sich an. Noro und das Blutbad vor dem Präsidentenpalast. In diesem Gemetzel gipfelt der Krieg der Krösusse, der bislang unblutig verlief. Die von Phil organisierte Masse geht singend vom Platz, den sie besetzte, und wird von Luc's Garde plötzlich beschossen. Diese Leute schießen, angeblich ohne Befehl, auf Unbewaffnete, die sich fassungslos nach den Getrof-

fenen bücken. Entsetzen, aber keine Panik. Dann schießt die Garde den Helfern in den Rücken. Das Ganze ist natürlich kein Versehen, weil die Gewehre eine Laser-Zieloptik und eine Nachtsichtoptik haben. Da findet der rote Punkt des Lasers den Rücken einer jungen Frau im grüngetönten Bild der Nachtsicht wie von selber. Es ist der Rücken von Noro, die sich bückt. Sie fällt auf einen Sterbenden tot herab.

Peter bewältigt das Thema Hotter nicht. Dieser hätte das Ahnenerbe beraten, aber den Kampf um Reich und Lebensraum nicht mitgetragen. Ich sage: Falsch, er hat! Peter schreibt, dass sich Hotter »nicht erst 1941, als man den Zusammenbruch schon ahnen konnte«, sondern schon vorher von der akademischen Kriegsvorbereitung ferngehalten hätte. Wie kommt er auf das Datum? Ich werde ihm die Goebbels-Rede von den »Herren Tommies« vorspielen. Da hört man den Hinketeufel hohl und deutlich auf dem großen Platz, wegen der Drucklautsprecher, die die neueste Technik waren ... Die Tommies suchen wir schon auf allen sieben Meeren, aber wir finden sie nicht, die müssen sich gut versteckt haben! ... Dann macht er eine Pause und der ganze Heldenplatz tobt vor Vergnügen. Man hört das Schreien und Füße-Stampfen eine Minute lang.

Der Platz ist voll wie vor drei Jahren und es ist der 15. März 1941, ein Gedenktag.

Hotter hat den Hochschulbetrieb für Rasse, Blut und Boden geöffnet. Er hat das Fachchinesische mit dem Nazipomp vermengt. Er hat sich von den Hörsälen nie weit entfernt und wurde trotzdem Dekan und Rektor. Aber ohne ein Foto kommt meine Vorstellung nicht in Gang. Dagegen Josef Wastl, ein Nazi-Streber, liegt als offenes Buch vor mir. Er hat sich, wie seine Prüflinge, in der Form des dreifachen Polizeifotos verewigt. Die Fotos zeigen ein ebenmäßiges Gesicht mit Schweinsaugen, die ins Objektiv starren. Beim Halbprofil sieht man, dass sein Haar seitlich angeklebt ist. Sein Blick ist irritiert – oder er staut Energie zurück. Das Profil zeigt eine gerade Nase und eine vorspringende Kinnspitze.

Josef Wastl betrieb Anthropometrie und legte Messdaten vom Edelmenschen vor. Mit diesen Daten hat er seine Zirkusleute, Zigeuner, Taschendiebe und Kriegsgefangenen verglichen, mit denen er sich befasste. Deren Backenknochen und Nasenflügel waren breiter als die des Nordländers, deren Schädelindex, Breite zu Höhe, war nicht Eins zu Drei. Er suchte nach dem kleinen Kopf. Die Entfernung des Scheitels bis zum Hinterhauptloch. Undsoweiter. Er rollte Messlatten auf Ständern von rückwärts an den Sitzenden heran.